JAYE FORD

Ich kann dich sehen

Buch

Livia Prescott ist in den letzten Monaten wirklich nichts erspart geblieben: Nachdem sie sich von ihrem untreuen Mann Thomas getrennt hat, der mittlerweile mit seiner Freundin Michelle ein Kind erwartet, und seither allein ihren gemeinsamen Sohn Cameron großzieht, kümmert sie sich nun auch um ihren todkranken Vater Tony Wallace. Von ihm, einem Boxer-Champion, der nach seiner aktiven Laufbahn dreißig Jahre lang das *Wallace's Boxing Gym* führte, hat sie es gelernt, im Ernstfall auch mal kräftig zuzuschlagen. Dies kommt ihr auch zugute, als sie nach der Arbeit im leeren Parkhaus von einem Unbekannten von hinten angegriffen wird. Sie kann sich wehren, allerdings kann sie ihren Peiniger nicht überwältigen, der die Flucht ergreift. Kurz darauf kommt ihr ein Mann namens Daniel Beck zu Hilfe, der in demselben Gebäude wie sie arbeitet – und den Livia zum ersten Mal wirklich wahrnimmt …

Autorin

Jaye Ford war Journalistin und Werbeberaterin, bis ihr mit 40 klar wurde, dass sie ihren Traum vom Schreiben nie würde realisieren können, wenn sie sich nicht sofort an den Schreibtisch setzen und mit ihrem Roman anfangen würde. Kaum zehn Jahre später wird ihr erster Thriller *Die Beute* in sieben Sprachen veröffentlicht. Sie lebt zurzeit mit ihrem Mann und ihren zwei Kindern in Lake Macquarie in Australien.

Ebenfalls bei Blanvalet lieferbar:

Die Beute (37866)

Jaye Ford

ICH KANN DICH SEHEN

Thriller

Aus dem australischen Englischen
von Christiane Winkler

blanvalet

Die australische Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel »Scared Yet«
bei Bantam book, Random House Australia Pty Ltd, Sydney.

Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
wDas FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream* für dieses Buch
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage
Deutsche Taschenbuchausgabe April 2014 bei Blanvalet,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe
Random House GmbH, München.
wCopyright © der Originalausgabe 2012 by Jaye Ford
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2014
by Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: www.buerosued.de, München
Umschlagmotiv: Plainpicture/Lee Frost; Trevillion
Images/Susan Fox
Redaktion: Ingola Lammers
ED · Herstellung: sam
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-38199-9

www.blanvalet.de

Für Paul,
er hat mich ans Ziel gebracht

1

»Schatz, wir sprechen uns morgen. Hab dich lieb.«

»Mom, ich hab dich auch lieb«, sagte Cameron.

Ein Lächeln huschte über Livs Lippen, als sie das Handy in ihre Tasche steckte und dem Klappern ihrer High Heels in dem stillen Parkhaus lauschte. Mein Gott, wie sie ihn vermisste!

Sie trat über die beleuchtete Fußgängerrampe ins Halbdunkel des dritten Stockwerks und zögerte. Am Nachmittag war es hier noch voll gewesen, doch jetzt, kurz nach halb acht, standen kaum noch Autos da. Es herrschte eine dunkle, unheilvolle Atmosphäre. Boden und Decken des Parkhauses waren mit Betonplatten verkleidet, im Halbschatten standen dicke Betonsäulen, an der Decke flackerten Neonröhren. Die Metallgitter um die Lampen erinnerten sie daran, dass manche Leute sich einen Spaß daraus machten, solche Orte mutwillig zu verwüsten. Sie kramte in ihrer Tasche nach dem Autoschlüssel, umklammerte ihn wie einen Dolch und eilte über den Asphalt.

Ihr Wagen stand am Ende der fünften Reihe. Sie machte einen großen Bogen um einen Lieferwagen, der in der zweiten Reihe stand, und beäugte ihn vorsichtig, als sie daran vorbeiging.

Alles in Ordnung, Liv. Geh einfach weiter.

Als das Licht immer schwächer wurde und sie in der Ferne bereits Verkehrslärm hören konnte, versuchte sie in ihren schicken italienischen Schuhen ein wenig schneller zu laufen. Die Schuhe waren ein Überbleibsel aus einer Zeit, in der sie

noch Geld für solche Schuhe ausgeben konnte, doch der enge Rock hinderte sie daran, schneller zu laufen. Irgendwo ein Stockwerk tiefer hörte sie einen Knall, sie zuckte zusammen und stolperte.

Das war nur eine Autotür, Liv. Beruhige dich.

Plötzlich stellten sich ihre Nackenhaare auf.

Irgendwas hatte sich bewegt.

Da drüben, beim Pfeiler neben ihrem Wagen.

Ihre Augen versuchten die Dunkelheit zu durchdringen. Nichts. Ihre Fantasie spielte ihr mal wieder einen Streich. Misstrauisch sah sie zur Rampe zurück. Sie erschien ihr nun hell erleuchtet und gab ihr das Gefühl, als säße sie in der Dunkelheit fest. Sie hörte, wie weiter unten ein Motor ansprang. Eine Betondecke trennte sie, doch ihr schien, als würde sich gleich der Boden auftun und sie verschlingen.

Sie eilte mit kurzen Trippelschritten voran und achtete darauf, ihre Schuhe nicht zu verlieren und sich nicht den Knöchel zu verknacksen. Sie richtete den Schlüssel auf das Auto, hörte das Piepen, sah die Warnblinkanlage aufleuchten und verspürte Erleichterung. Nun kam sie sich fast lächerlich vor, doch ihre Beine hatten ein Eigenleben entwickelt, und in Gedanken sah sie sich schon mit quietschenden Reifen das Parkhaus verlassen.

Sie lief um den Wagen herum und streckte ihre Hand nach dem Türgriff aus, sah im Fenster schon ihr Spiegelbild – und nahm eine flüchtige Bewegung wahr.

Eine Faust traf ihr Gesicht.

Was dann kam, geschah alles so schnell, dass sie nicht einmal darüber nachdenken konnte. Ein kräftiger Arm schlang sich um ihre Brust, Finger umschlossen ihren Oberarm und drückten ihn seitlich nach unten. Ein Knie bohrte sich in ihren Oberschenkel. Dann wurde sie nach hinten gezogen, ihre Füße rutschten weg und schrammten über den Boden.

Sie wollte schreien, doch unter dem Druck der Hand auf ihrem Mund bekam sie keinen Ton heraus. Nur verzweifelte, erstickte Töne drangen aus ihrem Hals. In ihr tobte Angst.

Dann hörte sie ihn.

»Du gehörst mir, du Schlampe.«

Er flüsterte es ihr ins Ohr. Es klang gedämpft, als hätte er etwas über den Mund gestülpt. Es klang nicht wütend. Nicht panisch. Nur sehr entschlossen.

Camerons hübsches, sommersprossiges achtjähriges Gesicht blitzte vor ihren Augen auf, und das löste etwas in ihr aus.

Sie spürte den harten Schaft des Autoschlüssels, der aus ihrer Faust emporragte, und stieß kräftig zu. Er prallte auf etwas Weiches, Zähes. Dann hörte sie ein Stöhnen, spürte ein Zucken. Sie stieß erneut zu. Immer wieder und wieder, bis sie spürte, wie das Knie auf ihrem Oberschenkel nachgab. Sie presste den Fuß fest auf den Boden, stieß mit einem Ellenbogen hinter sich, und als sie spürte, wie der Körper hinter ihr zurückwich, wandte sie sich um und schlug mit der anderen Faust auf ihn ein. Sie traf ihn am Hals, und er ließ die Hand sinken, die er ihr auf den Mund gepresst hatte.

Sie hatte jetzt keine Angst mehr, spürte gar nichts mehr und wollte sich nur noch aus seinem Griff befreien. Mit Schlüssel, Ellenbogen und Fäusten stieß sie zu.

Er ließ sie zwar nicht los, lockerte aber seinen Griff.

Hätte sie klar denken können, hätte sie sich vielleicht befreit und wäre um ihr Leben gerannt. Doch sie hatte aufgehört zu denken. Sie rannte nicht um ihr Leben. Sie rammte ihm einfach nur die geballte Faust in den Bauch. Es war ein guter, solider Faustschlag mit der Hand, in der sie den Schlüssel hielt, der ihn einen Schritt zurückweichen ließ.

Wieder eine Chance loszurennen – doch ein entschlossenes, wütendes Glühen hatte sie jetzt gepackt. Mit einer Kraft,

die sie längst verloren glaubte, verpasste sie ihm einen zweiten Schlag in die Rippen. Er stöhnte auf. Sie kickte den Stöckelschuh von ihren Füßen, hob wie ein Boxer die Fäuste, und als er den Kopf hob, verpasste sie ihm einen rechten Haken mitten ins Gesicht.

Schmerz durchfuhr ihre Hand, er taumelte zurück. Erst da fiel ihr seine Kleidung auf. Er trug schwarze Klamotten, schwarze Handschuhe und eine schwarze Wollmütze. Das war kein spontaner Überfall. Er hatte ihn geplant. Sich eigens dafür vermummt. Er hatte in der Dunkelheit auf sie gewartet.

»Du Schwein!«, schrie sie und stürzte sich auf ihn.

Doch diesmal war er darauf vorbereitet und schlug mit der Faust zurück. Nicht so sehr der Schmerz, das Geräusch des Schlages betäubte sie. Sie wurde gegen das Auto geschleudert. Dann schlug er sie, ohrfeigte sie, packte sie, stieß sie gegen den Wagen und zerrte an ihren Kleidern. Sie konnte ihre Hände nicht schützend vor ihr Gesicht halten. Er keuchte schwer unter seiner Wollmütze, sein Schweißgeruch stieg ihr in die Nase. Sie wandte den Kopf ab, atmete tief ein und schrie.

Sie sah das Autodach erst, als sie darauf knallte, und hörte nur das Knacken in ihrem Nacken, als ihr Kopf seitlich aufschlug, spürte das kalte Blech an ihrer Wange …

2

Liv lag auf irgendetwas Hartem und Kaltem. Der Geruch von Gummi und Auspuffgasen stieg in ihre Nase. Ihr Gesicht schmerzte. Ihre Hand auch. Irgendjemand nannte ihren Namen.

Sie blinzelte vorsichtig, spähte durch das Haar vor ihren Augen, registrierte, dass sie auf dem Asphalt lag und auf die Unterseite eines Wagens blickte. Es hätte ihr Auto sein können. Doch nur anhand der Räder und Auspuffgase war das schwer zu sagen.

Eine warme Hand berührte ihren Arm, sie schreckte hoch. Vor ihren Augen verschwamm alles, ihr war schwindelig, das Licht düster, trotzdem erkannte sie die Umrisse eines Mannes, der neben ihr kniete. Gott, der war ja riesig!

Wieder flammte ihr Kampfgeist auf. Sie rollte sich auf die Seite und stieß ihm ein Knie in die Rippen. Er wankte, fing sich aber wieder, sie kroch unterdessen zurück, schrammte mit nackten Füßen und Händen über den Boden, bis sie mit dem Rücken an einen Reifen stieß. Sie drohte ihm mit der Faust. »Kommen Sie ja nicht näher.«

Er erhob die Hände zu einer friedlichen Geste und sagte irgendwas. Doch sie verstand ihn nicht und fragte sich, ob er überhaupt Englisch sprach. Sein dunkles Haar war so kurz geschnitten, dass es fast stoppelig wirkte, seine Augen glichen schwarzen Löchern in seinem Gesicht.

Er sprach wieder zu ihr. Sie versuchte sich zu konzentrieren.

»… Daniel Beck. Ich arbeite unten im Büro.«

Wer? Was? Ihre Brust hob sich. Ihre Hand schmerzte.

»Livia?« Er trug ein hellblaues Hemd und eine gestreifte Krawatte. Immerhin, er trug eine Krawatte. Und er kannte ihren Namen.

Sie fuhr sich mit der Zunge über die Lippen. »Ja.«

»Sind Sie verletzt?«

Sie wusste es nicht, konnte es nicht sagen. Ihre Hand war noch immer in Abwehr erhoben, doch jetzt zitterte sie. Sie betastete ihre Unterlippe, spürte etwas Feuchtes, Klebriges. Die schmerzende Hand drückte gegen den Reifen hinter ihr, und als sie sie bewegte, schoss ein brennender Schmerz durch ihren Mittelfinger. Sie sah kurz darauf und hielt ihn dann dem großen Mann hin. »Ich habe mir den Finger gebrochen.«

Der Finger wirkte unförmig und schwoll langsam an. Er sagte nichts, sondern nahm sein Jackett und legte es über ihre Beine. Verdammt! Ihr Rock war bis zu den Oberschenkeln aufgerissen, ihre gespreizten Beine nackt. Wenigstens trug sie noch ihren Slip. Der schwarze Mann war nicht so weit vorgedrungen.

»Ich rufe einen Krankenwagen«, sagte er.

»Ich habe mir wohl den Finger an seinem Wangenknochen gebrochen.«

Er zog ein Handy aus seiner Hemdtasche und tippte eine Nummer. »Sie hatten Glück. Es hätte schlimmer kommen können.«

»Das war ein guter rechter Haken.«

Er sah sie an.

»Ich habe ihn geschlagen. Hier, hier und hier.« Sie benutzte die andere Hand und zeigte auf ihre Wange, die Rippen und den Solarplexus.

»Wenn die Polizei das Arschloch findet, kann sie ihn an seinen Verletzungen erkennen.« Die Pose des tapferen Mädchens

fühlte sich gut an. Wie aus vergangenen Tagen. Es klang keineswegs nach dem Gefühlssturm, der in ihr tobte.

Bei ihren Worten sah sie der Mann überrascht an. Einen Moment sagte er nichts, dann wandte er sich ab und murmelte etwas in sein Handy.

Liv strich sich das Haar aus dem Gesicht und sah sich um. Sie war benommen, konnte aber erkennen, dass sie sich noch immer auf dem Parkplatz befand und gegen ihren eigenen Wagen lehnte. Der dritte Stock sah noch genauso aus wie vorhin – Schatten, Säulen und Dämmerlicht. Wie lange hatte sie dort gelegen? Und wo war das Arschloch in Schwarz?

»Ich bringe Sie irgendwo hin, wo es angenehmer ist«, sagte der Mann und steckte das Handy wieder in seine Brusttasche. »Können Sie laufen?«

Er legte seine Hand unter ihren Ellenbogen, aber sie schob sie weg. Noch vor einer Minute hatte sie gedacht, er würde sie umbringen. Sie war noch nicht bereit, ihn an sich heranzulassen, also hielt sie sich weiter am Wagen fest und versuchte sich alleine aufzurappeln. Zu voller Größe aufgerichtet, sah er sogar noch beeindruckender aus. Liv war schon groß, doch er überragte sie um einen Kopf. Er war auch breit gebaut und bestand fast nur aus Schultern und Armen, die unter seinem Hemd spannten. Sie presste sich fester gegen das Auto und zupfte an ihrem Rocksaum. Der Ärmel ihrer Jacke war zerrissen, ihre Bluse vorne heruntergerissen. Sie zog an den zerfetzten Enden und versuchte den Spitzen-BH zu verdecken. Der große Mann legte ihr seinen Mantel über die Schultern. Sie hatte seinen Namen wieder vergessen, sah ihn misstrauisch an und zog dann den Mantel enger um ihre Brust.

Er musste ihr Misstrauen bemerkt haben, denn er hielt ein bis zwei Schritte Abstand, als sie am Auto entlangging. Am Wagenheck entdeckte sie das Häufchen am Boden – ihre

Tasche, ihr Handy, ihre Sonnenbrille, ihre kleine Digitalkamera, der Lippenstift. Der Autoschlüssel. Ein Schlangenlederschuh lag auf der Umhängetasche, der andere lag zwei Parkplätze weiter. Dann fiel ihr wieder die Hand auf ihrem Mund ein und der Schlag auf ihre Brust, und die Erinnerung schnürte ihr die Luft ab. *Du gehörst mir, du Schlampe*. Sie streckte einen Arm aus, um ihr Gleichgewicht wiederzufinden, und schnappte nach Luft, als ihr verletzter Finger auf das Auto traf.

»O Gott«, hörte sie sich sagen, ihre Stimme klang jetzt keineswegs mehr mutig.

Sie schlug die Hand vor den Mund. Übelkeit stieg in ihr auf. Sie krümmte sich, versuchte zu atmen und wollte, dass der Schwindel aufhörte. Er hielt sie um die Taille fest, als ihr die Knie wegsackten. Sie klammerte sich an sein Hemd und spürte die festen Muskeln. Dann kamen ihr die Tränen. Sie hatte sie die ganze Zeit gespürt, seit sie aufgestanden war – doch auf den schrillen Schrei und den Tränenstrom, der ihm folgte, war sie nicht vorbereitet gewesen. Es fühlte sich an, als würde auch all der andere Schmerz, den sie so lange zurückgehalten hatte, mit einem Mal aus ihr herausbrechen. Instinktiv klammerte sie sich an den Fremden, ihre Knie zitterten, sie klammerte sich mit der verletzten Hand an sein Hemd und schnappte nach Luft. Er ließ sie gewähren und stand einfach nur da, bis sie sich beruhigt hatte.

Es dauerte nicht lange. Als sie wieder einen klaren Kopf hatte, nervte sie seine Nähe. Sie hatte keine Ahnung, wer er war. Wusste nicht, wer sonst noch auf dem Parkdeck war.

»Wer war der Mann?«, fragte sie und stieß ihn von sich.

»Wer?«

»Der mich überfallen hat. Das Arschloch mit den schwarzen Klamotten. Ist er weg?«

»Vermutlich ist er abgehauen, als er mich gehört hat.«

Sie fuhr sich mit ihrer unverletzten Hand durchs Gesicht und sah sich um, um sich zu vergewissern.

»Kommen Sie auf die andere Wagenseite, dann können Sie sich setzen.« Er öffnete die hintere Wagentür, sah ihr geduldig dabei zu, wie sie sich vorsichtig hinsetzte und an die schmerzende Beule in ihrem Gesicht fasste.

Er würde ihr nichts tun. So viel hatte sie inzwischen begriffen. »Wie heißen Sie noch mal?«

Er hob ganz leicht den Mundwinkel zu einem Lächeln, bevor er etwas sagte. »Daniel Beck. Ich arbeite im gleichen Stock wie Sie, am anderen Ende des Flures. Wir sind uns ein paar Mal über den Weg gelaufen.«

Wirklich? Sie konnte sich nicht daran erinnern. Dann fiel ihr plötzlich wieder etwas ein. Teagan hatte über jemanden gekichert, der sich in seinem Anzug wie in einer Lederkluft bewegte. Oh, der Daniel Beck. »Ja, natürlich. Tut mir leid.«

»Soll ich jemanden für Sie anrufen?«

Wen, Liv?

»Ihren Mann vielleicht?«

»Nein.«

»Einen Partner? Freund?«

»Herrgott, nein.«

»Was ist mit Ihrer Geschäftspartnerin? Ich glaube sie heißt Kelly. Kennen Sie ihre Telefonnummer auswendig?«

Sie sah Kelly vor sich, das Gesicht, das Liv seit ihrem fünften Lebensjahr kannte – die grünen Augen, das ansteckende Lachen. Kelly und Jason hatten ihre Ruhe verdient, nach dieser verdammt schrecklichen Zeit, in der sie ihr zur Seite gestanden hatten. Sie atmete tief durch. Komm schon, du schaffst das. Es ist nur eine verletzte Hand und eine Beule am Kopf. Du musst spätabends nicht noch mehr Müll auf ihnen abladen. Sie fuhr sich mit den Fingern durch das verfilzte Haar und presste die Lippen zusammen, als wollte sie

Lippenstift verteilen. »Ja, sie heißt Kelly. Sie müssen sie nicht anrufen. Es geht mir gut. Ich habe nur eine leichte Verletzung an der Hand.«

Als sie das sagte, sah sie bereits rote und blaue Lichter von der Straße in das Parkhaus blinken.

3

Livs Gesicht tat ihr weh, und ihre Hand war ein einziger pochender Schmerz. Sie saß immer noch auf dem Rücksitz ihres Wagens. Der Polizist an der Wagentür trug Uniform, sah aber aus wie sechzehn. Sie sah sich um und zu den schattigen Säulen gegenüber von ihrem Auto. »Könnten wir den Rest woanders erledigen?«

»Alles in Ordnung, Mrs. Prescott, Sie sind jetzt in Sicherheit.«

Sie sah über seinen Kopf zu Daniel Beck. Er sprach mit dem älteren Polizisten und zeigte auf die Auffahrt, über die sie kurz zuvor gelaufen war. Er sah aus, als könnte er den jungen Polizisten hochheben und über den Parkplatz schleudern. *Das* gab ihr Sicherheit.

»Gibt es jemanden, der Ihnen was antun will?«, fragte der junge Polizist erwartungsvoll.

»Was? Nein.«

»Die meisten Opfer kennen den Täter«, stellte er fest, als müsste er ein Referat zu den Statistiken schreiben. »Denken Sie noch einmal nach!«

Sie fuhr mit dem Finger über die Beule an ihrer Wange, die immer größer wurde. Der Mann, der sie überfallen hatte, hatte in der Dunkelheit auf sie gewartet und dann ihren Kopf auf ein Autodach geknallt. »Mir fällt niemand ein, der so etwas tun würde.«

»Sie sagten vorhin, Sie leben von Ihrem Mann getrennt.«

»Das ist richtig.«

»Ist er jemals gewalttätig geworden?«

»Nein.« Wütend war nicht gleich gewalttätig.

»Wer von Ihnen beiden wollte die Trennung?«

Sie wandte ihr Gesicht ab. Das ging ihn verdammt noch mal nichts an. »Männer und Frauen trennen sich ständig. Das heißt aber noch lange nicht, dass der eine den anderen verprügelt.«

»Aber das kommt leider auch vor, Mrs. Prescott.«

Sie sah ihn wieder an, ihr wurde schwindlig. »Großer Gott.«

Ein Schatten spiegelte sich in der Autotür. Daniel Beck.

»Ich denke mal, das reicht«, sagte er zu dem Beamten.

»Ich habe noch ein paar Fragen.«

»Die können Sie später auch noch stellen.« Das war eine Feststellung, kein Vorschlag. Liv sah ihn dankbar an.

Der junge Beamte nickte. »Morgen wird sich jemand mit Ihnen in Verbindung setzen, Mrs. Prescott.«

Als er gegangen war, legte Daniel einen Arm auf das Wagendach. »Alles in Ordnung?«

Nein, ganz und gar nicht. Irgendetwas tief in ihr drin zitterte immer noch, und immer wieder kamen ihr Tränen hoch. »Ich möchte hier raus.«

Er sah zu den Beamten hinüber, murmelte irgendetwas und beugte sich dann wieder zu ihr herab. »Der Krankenwagen ist gleich da.«

»Ich will nicht ins Krankenhaus. Ich fahre nach Hause.«

Daniel schenkte ihrem Einwand keine Beachtung. Der Krankenwagen stand bereits in der Zufahrt, sie ließ zu, dass er hinging, wartete, bis ein Beamter kam, gestikulierte und auf Liv zeigte.

Er kannte sich ganz offensichtlich mit Polizei und Erster Hilfe aus. In welcher Firma arbeitete er noch mal? Sie erinnerte sich nicht mehr daran, sondern war einfach nur dankbar, dass er heute Abend bis spät gearbeitet hatte und jetzt

dabei half, alles zu koordinieren. So konnte sie sich darauf konzentrieren, nicht die Nerven zu verlieren. Sie musste besser aussehen, als sie sich tatsächlich fühlte, wenn sie das Krankenhaus vermeiden wollte.

Die Sanitäterin leuchtete ihr in die Augen, tastete ihren Kopf ab und verursachte ihr höllische Schmerzen, als sie Livs Finger untersuchte.

»Ich gehe nicht ins Krankenhaus«, sagte Liv zu ihr.

»Sie haben wahrscheinlich eine Gehirnerschütterung, außerdem muss Ihre Hand geröntgt werden.«

Liv rappelte sich auf. »Nein, hören Sie, es geht mir gut.« Doch in Wahrheit ging es ihr nicht besonders. Ihr Gesicht wurde heiß, sie wollte aussteigen und versuchte, ihr Gleichgewicht zu halten.

Die Sanitäterin schob ihre Hand unter ihren Ellenbogen. »Hören Sie, Livia. Ich bringe jetzt meine Sachen in den Krankenwagen, und in der Zeit sollten Sie sich ernsthaft überlegen, ob Sie nicht doch ins Krankenhaus gehen.«

Der junge Beamte kam um den Wagen herum, sammelte ihre Sachen auf und legte sie in eine große weiße Tüte. An der Einfahrt hatten sich ein paar Schaulustige versammelt. Jemand mit einem Aktenkoffer, ein paar Teenager mit eingefallenen Schultern, ein untersetzter Mann. Liv holte tief Luft, als Daniel zu ihr zurückkam.

»Wo ist das Problem?«

»Es gibt kein Problem. Ich will einfach nur nach Hause.«

Er nickte, als hätte sie eine tolle Idee gehabt. »Als ich Sie gefunden habe, waren Sie bewusstlos. Sie sollten sich untersuchen lassen.«

Liv sah aus dem Augenwinkel die Schwellung an ihrer Wange. Er hatte recht, sie sollte zum Arzt gehen. Nur das Krankenhaus war das Problem. Sie hob ihr Kinn und sah ihm in die Augen.

Er ignorierte ihren Blick. »Jemand hat Sie heute Nacht angegriffen, Livia. Sie dürfen nicht zulassen, dass Ihr Angreifer noch mehr Schaden anrichtet, nur weil Sie sich nicht untersuchen lassen wollen. Sie müssen noch ein Weilchen durchhalten. Schaffen Sie das?«

Er klang wie ihr Vater. Und das bewog sie, ihre Meinung zu ändern. »Ja.«

»Wunderbar. Können Sie laufen?«

Er wich ihr nicht von der Seite, als sie auf wackeligen Beinen zum Krankenwagen ging. Ihr Kopf fühlte sich furchtbar an, sie konnte sich kaum aufrecht halten, trotzdem schaffte sie es alleine in den Krankenwagen und gab dann Daniel seine Anzugjacke zurück. Er kramte nach seiner Visitenkarte. Sie wusste nicht, wo sie sie hinstecken sollte, und umklammerte sie schließlich mit der unverletzten Hand.

Liv hatte offensichtlich Glück gehabt. Es war ein ruhiger Montagabend in der Notaufnahme.

Sie saß in einem Gang, eine Decke über ihre zerrissenen Kleider gebreitet, neben ihr warteten Patienten, die nicht so schwer verletzt waren, dass sie sofort behandelt werden mussten. Die Frau neben ihr hielt ein blasses, schlafendes Kind im Arm. Der Mann ihr gegenüber presste ein blutverschmiertes T-Shirt gegen seinen Kopf. Eine Uhr an der Wand zeigte zehn vor acht an. Zu spät für einen Rückzieher. Vielleicht kam sie rein und gleich wieder raus, noch bevor irgendjemand auf sie aufmerksam wurde und einen Anruf tätigte. Es ging ihr so weit ganz gut.

Liv, du bist *überfallen* worden!

Ein Arzt, der altersmäßig wunderbar zum Polizisten im Parkhaus gepasst hätte, schickte sie zum Röntgen, wo nur bestätigt wurde, was Liv die ganze Zeit geahnt hatte: lediglich ein paar Prellungen an der linken Gesichtshälfte, keine Ge-

hirnerschütterung und eine klassische Boxerverletzung an der rechten Hand – ein Bruch des zweiten Mittelfingerknöchels. Ihr gebrochener Finger wurde geklebt und der Arm in eine Schlinge gelegt; dann erhielt sie noch ein Rezept für Schmerzmittel mit der Wegbeschreibung zur Krankenhausapotheke.

Man hatte ihr einen Kittel gegeben, der ihre Unterwäsche verbarg, ihre völlig zerfetzte Jacke ließ sie im Untersuchungszimmer zurück, als sie sich auf wackeligen Beinen und nahezu blind von der Schwellung, die sich auf ihrer linken Gesichtshälfte auszubreiten begann, selbstbewusst auf acht Zentimeter hohen Absätzen auf den Weg machte. In der Apotheke musste sie wieder warten, sie setzte sich auf einen Stuhl und dachte an ihren Dad. Gerne hätte sie an seinem alten Küchentisch gesessen und eine Weile seiner brüchigen Stimme gelauscht, doch leider ging das nicht, denn er war ebenfalls in diesem Krankenhaus, nur auf einer anderen Station, und es ging ihm schlechter als ihr. Und bestimmt würde es ihm nicht besser gehen, wenn sie ihn heute Abend in diesem Zustand besuchte. Wieder stiegen Tränen in ihre Augen, als sie an seine Stimme dachte. Nicht aufgeben, Liv, sagte er immer, er kannte nichts anderes. Dazu sind wir geschaffen worden, Liv. Er hatte es sein ganzes Leben so gehalten. Sie nur ein Jahr lang.

Okay, Dad. Sie wischte sich die Tränen aus den Augen, dann ging ihr gegenüber die Aufzugtür auf, ihr zukünftiger Exmann trat heraus, und sie überlegte, warum alles so verdammt hart sein musste.

Eine Welle der Erleichterung ergriff sie, vielleicht, weil sie nach dieser schrecklichen Nacht sein vertrautes Gesicht sah. Doch einen Augenblick später waren Schmerz, Ärger und Demütigung, die sie stets empfand, wenn sie ihn sah, wieder da. Sie stand auf und versuchte, sich an einen der kämpferischen Sätze ihres Vaters zu erinnern, als Thomas auf sie zukam.

Er schien schlanker geworden zu sein, auch das Grau an seinen Schläfen war verschwunden. Die Sechsundzwanzigjährige, mit der er jetzt sein Bett teilte, machte wohl ihren Einfluss geltend. Liv spürte die Verletzung in ihrem Gesicht, sie fühlte sich alt, hässlich und hilflos.

»Meine Güte, Liv, was ist passiert?«, fragte er, versuchte aber nicht sie zu berühren, sondern neigte sich lediglich nach vorn, um sich die Verletzungen anzusehen. Er versuchte ein betroffenes Gesicht zu machen, doch es wirkte gekünstelt und peinlich – so wie immer in letzter Zeit.

Sie wandte ihre zerschundene Gesichtshälfte ab. »Na ja, ich hätte es beinahe geschafft, dir hier aus dem Weg zu gehen. Woher wusstest du, dass ich hier bin?«

»Phil Dawson hat mich angerufen. Er wurde in die Notaufnahme gerufen und hat deinen Namen gesehen. Ich bin sofort runtergekommen, als ich es gehört habe.«

Und dafür sollte sie ihm dankbar sein? »Phil Dawson hat mich gar nicht behandelt. Er hätte dich also nicht anrufen dürfen.«

»Ja, du hast natürlich recht, er hat mich aber angerufen, und jetzt bin ich hier. Was ist passiert?«

Sie hätte ihm am liebsten gesagt, dass ihn das nichts anging, hatte aber nicht die Kraft, mit ihm zu streiten. »Ich bin auf dem Parkplatz bei meiner Arbeit überfallen worden.«

»Hat man dich ausgeraubt?«

»Nein. Der Kerl hat nichts genommen.«

»Geht es dir gut?«

Sie sah ihn ungläubig an. »Thomas, wie zum Teufel sehe ich denn aus?«

Er presste die Lippen zusammen. »Ich meine, die Schlinge. Hast du dir den Arm gebrochen?«

»Ich habe mir den Finger gebrochen und ein paar Prellungen und will einfach nur hier raus, würdest du mich also ent-

schuldigen …« Sie griff nach dem Plastikbeutel mit ihren persönlichen Sachen.

»Gib mir das. Ich fahre dich nach Hause.« Er streckte seine Hand aus und wollte danach greifen.

»Nein.« Sie zog ihn weg. Mit Thomas fuhr sie nirgendwohin. Sie würde nicht in ihr ehemaliges Familienauto steigen und sich seinen Kommentar über das Reihenhaus anhören, das sie sich von ihrem Anteil gekauft hatte, nachdem die Scheidung beschlossene Sache gewesen war.

»Mach dich nicht lächerlich, Liv.«

Er griff entschlossener nach dem Beutel, und sie wich bei der plötzlich aggressiven Geste zurück. Die Worte des jugendlichen Polizisten kamen ihr in den Sinn. War Thomas jemals gewalttätig geworden?

»Alles in Ordnung hier?«

Liv drehte sich um, sah Daniel Beck hinter sich und machte einen Schritt zurück. Neben Thomas' großer, kultiviert wirkender Erscheinung wirkte er wie ein Schwergewichtsboxer, den man in ein Businesshemd gezwängt hatte. Sie beäugte erneut die feindselige Körperhaltung ihres Mannes und machte einen weiteren Schritt von beiden Männern zurück.

»Livia, alles in Ordnung?«, fragte Daniel.

Erst da wurde ihr klar, was er gesehen haben musste – Liv verletzt und mit verbundener Hand, die lautstark mit einem Mann um einen Plastikbeutel stritt.

Doch sie war zu verlegen, um darauf antworten zu können.

»Alles in Ordnung, danke«, sagte Thomas.

»Livia?« Daniels Stimme klang entschlossen, und die Botschaft darin war klar. Sie lautete nicht, »wenn alles in Ordnung ist, gehe ich wieder«, sondern eher: »Ich gehe erst, wenn du es mir sagst.«

Sie hatte keine Ahnung, was er im Krankenhaus verloren hatte, doch als ihr plötzlich Unterstützung zuteilwurde, hätte

sie sich am liebsten auf den Boden gesetzt und in ihren Krankenhauskittel geheult. »Ich … Ich bin …«

»Kennst du den?«, fragte Thomas.

Daniel verschränkte seine kräftigen Arme vor der Brust. »Ich habe Polizei und Krankenwagen gerufen. Und wer sind Sie?«

»Ich bin ihr Mann.«

Es war grotesk. Das ganze letzte Jahr hatte er alles darangesetzt, um sich vor dieser Rolle zu drücken. »Aber nicht mehr lange.«

Thomas griff wieder nach dem Beutel und fauchte sie an: »Herrgott, müssen wir das ausgerechnet hier klären?«

Daniel machte einen Schritt auf ihn zu. »Livia wurde heute Abend überfallen. Auf weitere Angriffe kann sie gut verzichten. Sie sollten wohl besser gehen.«

Liv hob erstaunt ihre Augenbrauen. Schon lange hatte sie niemand mehr in Schutz genommen.

»Ich bringe sie nach Hause«, sagte Thomas.

»Nein, tust du nicht«, antwortete sie.

»Verdammt, Livia, musst du so stur sein? Ich lasse dich nicht alleine zurück.«

Vor einem Jahr hatte er noch kein Problem damit gehabt.

»Sie ist nicht alleine«, sagte Daniel. »Mein Wagen steht vor der Tür.«

»Du bist mit diesem Typen hier?«, fragte Thomas ungläubig.

Auf diese Bemerkung hätte es unzählige Antworten gegeben, doch sie hatte keine Lust mehr zu streiten, wollte sich am liebsten nur noch setzen und den Kopf an die Wand lehnen. Sie wünschte sich, dass jemand sie kurz umarmte, damit sie innerlich wieder zu Kräften kam. Thomas hatte das früher immer gemacht, doch dann hatte er ihr vorgeworfen, dass sie ihn nicht genug brauchte. Bei einer anderen fand er schließ-

lich, was er suchte, und jetzt interessierte es sie nicht mehr, was er dachte. Sie wusste, dass Daniel ihr einen Ausweg anbot. Sie lächelte ihn an. »Danke.«

»Tu, was du nicht lassen kannst, Livia.« Thomas wandte seine typische Verteidigungsstrategie an – immer, wenn er mit etwas nicht einverstanden war, zog er ihre Entscheidung ins Lächerliche.

»Das werde ich, warum verbringst du dafür in der Zwischenzeit nicht ein wenig mehr Zeit mit deinem Sohn?« O Cameron. Sie atmete tief ein. Zum ersten Mal in ihrem Leben war Liv froh, dass sie ihrem Sohn keinen Gutenachtkuss geben musste, sondern ihn angerufen hatte, als sie aus dem Büro gegangen war. Er sollte nicht sehen, was man seiner Mutter angetan hatte. Sie packte Thomas am Unterarm. »Sag ihm nichts. Noch nicht. Ich möchte nicht, dass er sich Sorgen macht.«

»Ich werde das tun, was ich für richtig halte«, sagte er.

4

Liv fluchte leise hinter ihm her, als er ging. Ihr Puls raste. Während sich die Aufzugtüren hinter Thomas schlossen, musterte Daniel einen Augenblick lang ihre Schuhe, den Kittel und die Schlinge um ihren Arm.

»Alles in Ordnung?«, fragte er und sah ihr in die Augen.

Sie blickte weg, denn sie wollte nicht, dass er sah, was sich dahinter verbarg. Bitterkeit und Angst, vor allem aber Zorn – neue Gefühle überlagerten alte. »Was für eine Frage! Ich bin wütend und völlig durcheinander, ich bin verletzt. Ich habe keine Ahnung, ob man das ›in Ordnung‹ nennen kann. Aber immerhin kann ich noch aufrecht stehen und für mich sprechen, und das muss für den Moment reichen.«

Daniel zuckte nicht mit der Wimper. »Verstehe.«

Sie zupfte befangen an ihrem Kittel, fuhr sich durchs Haar und spürte eine Welle der Erschöpfung hochsteigen. »Oh, verdammt. Ich muss mich setzen.«

Sie ließ Daniel gewähren, als er ihr den Plastikbeutel aus der Hand nahm, taumelte zum nächsten Stuhl und schloss die Augen. Liv, bloß jetzt keine Krise kriegen. Reiß dich noch ein wenig zusammen!

Als sie ihre Augen wieder öffnete, stand der Beutel vor ihren Füßen, und Daniel saß neben ihr, als würde er entspannt auf irgendetwas warten. Was machte er eigentlich hier?

»Tut mir leid, dass Sie in die Sache hineingezogen wurden.«

Er wandte ihr den Kopf zu und sah sie direkt an. »Ihnen braucht nichts leidzutun.«

»Die zehn Jahre mit ihm waren Zeitverschwendung, um die tut es mir leid.«

Daniel lehnte sich auf dem Stuhl zurück, und sie rutschte ein wenig zur Seite, damit er Platz hatte. »Ist er Arzt?«, fragte er.

»Kaufmännischer Leiter des Krankenhauses. Ich wusste, dass irgendjemand ihm erzählen würde, dass ich hier bin. Es hätte ja auch einen schlechten Eindruck gemacht, wenn seine Frau – bald Exfrau – in der Notaufnahme ist und ihn niemand verständigt. Leider war er noch im Büro.« Doch damit hatte sie gerechnet. Montags arbeitete er gerne länger, daran hatte sich auch in seinem neuen Leben nichts geändert.

»Ist er oft aggressiv zu Ihnen?«

Selbstgefällig, arrogant, intolerant schon, aber nie im physischen Sinne. »Nein. So kann man das nicht sagen. Es ist nur …« Dachte Daniel etwa an häusliche Gewalt? »Warum sind Sie eigentlich hier? Sind Sie auch verletzt?«

Er schwieg einen Augenblick, vielleicht suchte er nach der richtigen Antwort. »Sie haben niemanden verständigt, außerdem steht Ihr Wagen noch immer in dem Parkhaus. Ich dachte, Sie könnten vielleicht jemanden brauchen, der Sie irgendwo hinfährt.«

Plötzlich wurde sie misstrauisch; nachdenklich betastete sie ihre blutverschmierte Lippe. War er den ganzen Weg zum Krankenhaus gefahren, nur um sie nach Hause zu bringen? Das war nicht unbedingt selbstverständlich für jemanden, dem sie nur ein paar Mal in einem Flur über den Weg gelaufen war. Vorsichtig wich sie zurück; der massige Körper, der ihr im Parkhaus noch Sicherheit vermittelt hatte, jagte ihr jetzt Furcht ein. Mit dem Typen stieg sie nicht ins Auto – vor allem nicht in dieser Nacht, wo niemand sonst etwas davon wusste und kurz nachdem ihr jemand eine behandschuhte Hand auf den Mund gelegt hatte.

»Tut mir leid. Ich weiß, dass ich gesagt habe, ich würde gerne Ihr Angebot annehmen, aber das habe ich nur gesagt, um Thomas loszuwerden. Ich bin hier noch nicht fertig. Ich rufe mir dann ein Taxi.«

»In Ordnung, tut mir leid.« Er fuhr mit seiner Hand über die kurzen Haarstoppel. »Vielleicht wirkt es etwas merkwürdig, dass ich einfach so aufgekreuzt bin. Ich möchte nur sicher sein, dass Sie gut nach Hause kommen.« Er sah zum Aufzug. »Ich kann Ihnen auch einfach nur Gesellschaft leisten, bis Sie so weit sind und nach Hause fahren, wenn Sie möchten.« Als sie nicht darauf antwortete, fügte er hinzu: »Ich kann aber auch gehen, wenn Ihnen das lieber ist.«

Sie wollte nicht unbedingt alleine sein, und sein Angebot, hier mit ihr zu warten, schien nicht allzu verdächtig. »Nein, ein wenig Gesellschaft tut mir gut. Danke.«

»Livia, Sie sollten jemanden anrufen. Es geht mich zwar nichts an, wenn Sie das alles alleine durchstehen wollen, trotzdem sollten Sie jemanden verständigen. Freunde oder ein Familienmitglied, selbst einen Nachbarn. Solche Erlebnisse können einen zu Hause einholen und einem mehr zusetzen, als man zunächst vermutet. Ich nehme mal an, Sie haben starke Medikamente verschrieben bekommen. Sie sollten jemanden verständigen, der morgen nach Ihnen sieht.«

Ihr fiel wieder ein, dass sein Büro am anderen Ende des Ganges lag und ein Schild an seiner Tür hing, auf dem irgendwas mit Sicherheitsservice stand. »Waren Sie mal Polizist?«

Er hob amüsiert eine Augenbraue. »Nein. Feuerwehrmann. Wir machen keine Jagd auf schwere Jungs, sondern retten Menschen. Haben Sie jemanden, den Sie anrufen können, wenn Sie nach Hause fahren?«

Das Reihenhaus war kein richtiges Zuhause. Bestimmt würde sie dort alleine keine Überdosis nehmen, falls er sich

darüber Gedanken machte, doch er hatte sie daran erinnert, dass sie sich dort nicht besser fühlen würde. Sie kramte in dem Beutel nach ihrem Handy und hielt Daniel das kaputte Display hin. Normalerweise hätte sie sich darüber geärgert, doch es war offensichtlich ein Kollateralschaden dieses Abends. Er reichte ihr sein Handy und entfernte sich ein paar Meter, damit sie in Ruhe telefonieren konnte.

Liv unterdrückte ihre Tränen, als Kelly entsetzt hörte, was passiert war. Sie fragte nicht erst, was Liv vorhatte, sondern sagte nur, dass sie das Sofa vorbereiten und ihr eine Tasse Tee machen würde.

»Kellys Mann holt mich ab«, sagte Liv zu Daniel und gab ihm sein Handy zurück.

»Gut.«

Als der Apotheker endlich ihren Namen aufrief, nahm sie ihre Medikamente entgegen, humpelte neben Daniel her und hielt sich den Kittel vor die Brust, als sie durch die stillen Gänge zum Ausgang liefen. Vor den großen Glastüren blieb sie stehen und sah zur dunklen Anfahrt hinaus. »Ich möchte gerne hier warten.«

Zehn Minuten später fuhr Jason die Zufahrt hoch. Daniel stand wie ein Bodyguard neben ihr, als sie zu Jason hinausging.

»Herrgott, Liv«, flüsterte Jason, als er ihr Gesicht sah. Er trug ein altes Sweatshirt und eine Jeans mit einem Riss im Knie, als wäre er schon im Bett gewesen und hätte sich irgendwas übergezogen, das er vorher auf den Boden geschmissen hatte.

Sie fiel ihm um den Hals, spürte sein Erstaunen, als er sie kurz und ungeschickt tätschelte, bevor er sie umarmte und festhielt. Sie kannte ihn seit vielen Jahren – er hatte sie schon oft umarmt –, doch noch nie hatte sie sich ihm in die Arme geworfen. Über ihren Kopf hinweg stellten Daniel und er sich vor und schüttelten Hände.

»Wie geht es ihr?«, fragte Jason ihn.

Liv löste sich von ihm. »Es geht mir gut, wirklich. Mir tut nur alles weh, und ich bin etwas labil.«

»Vielleicht auch ein wenig mehr als das«, sagte Daniel. »Es war eine harte Nacht.«

»Was ist passiert?«, fragte Jason Daniel.

Doch Liv antwortete. »Ein Mann hat mich in dem Parkhaus hinter dem Büro überfallen. Daniel hat mich schreien gehört und ist mir zu Hilfe gekommen.«

»Mist. Haben Sie ihn erwischt?«, fragte er Daniel.

Liv verzog bei der absurden Frage das Gesicht. Jason gehörte zu der Kategorie schmächtiger Männer mit feinen Gesichtszügen, die im Alter nur noch Haut und Knochen sind. Er war nur wenig größer als sie, und als Liv das letzte Mal Klamotten gebraucht hatte, als sie bei ihnen gewesen war, hatte sie einfach seine Jeans angezogen. Das aggressivste Verhalten, das sie je bei ihm erlebt hatte, war, als er einmal verärgert einen Raum verlassen hatte. Und sein erster Gedanke war eine Jagd auf ihren Angreifer?

»Ich habe mir eher Sorgen um Liv gemacht«, antwortete Daniel.

Irgendwas war da in seinem Ton. Liv konnte nicht sagen, ob es nach Vorwurf oder Verteidigung klang, doch auch Jason musste es aufgefallen sein. »Oh ja, natürlich. Danke, dass Sie sich um sie gekümmert haben.«

Daniel hob kurz das Kinn und nickte.

Während Jason ihre Habseligkeiten in den Kofferraum räumte, setzte Liv sich auf den Beifahrersitz. Daniel beugte sich zu ihr hinunter. »Ich hoffe, Sie können ein wenig schlafen.«

Sie wollte etwas sagen, wusste aber nicht, wo sie anfangen sollte. Sie betrachtete sein Gesicht, die schwarzen Augen, das dunkle Haar, die Bartstoppeln. Er war nicht unbedingt gut

aussehend, doch sie fand, dass er ein tolles Gesicht hatte. Vermutlich lag es an dem Adrenalinstoß. Er hatte das beste Gesicht, das ihr seit Langem untergekommen war.

Jason knallte den Kofferraum zu. Als ob er damit etwas demonstrieren wollte. »Danke.«

»Ich bin froh, dass Sie noch aufrecht stehen und für sich sprechen können«, sagte Daniel und schloss die Tür.

Er ging zur Fahrerseite und sprach kurz mit Jason. Sie hörte nicht, was sie sagten, ihre Gesichter waren außer Sichtweite, also sah sie auf Daniels Hände, die er in die Hüften gestemmt hatte. Er trug keinen Ring an seiner rechten Hand, doch das musste nichts heißen. Liv hoffte, dass er eine Frau hatte, die er liebte, und einen Haufen wunderbarer, groß gewachsener Kinder, von denen er sich niemals trennen musste.

»Tut es sehr weh?«, fragte Jason, als sie losfuhren.

»Es geht. Die Medikamente werden mir guttun.«

Sie blieben an der Ampel in der Park Street stehen, Liv sah über die Straße zum Eingang des Bürogebäudes, das sie erst vor ein paar Stunden verlassen hatte. Dann blickte sie nach oben über das Dach zum Parkhaus, das dahinter lag. Helle, gleichmäßig verteilte Punkte leuchteten wie Sterne über dem obersten Geschoss. Die Etage darunter, wo sie überfallen worden war, lag im Dunkeln. Leckte das Schwein sich gerade seine Wunden, oder heckte es neue Gewalttaten aus?

Jason tätschelte ihr Bein. Sie blickte auf seine langen, schmalen Finger, die auf ihrem zerknitterten Krankenhauskittel lagen, und legte ihre unverletzte Hand auf seine Hand.

»Ich bin auf Rekordjagd«, sagte sie. »Ich wollte sehen, wie viele traumatische Erfahrungen ich in einem Jahr sammeln kann.« Sie versuchte zu lachen und wandte ihr Gesicht ab, als ihr wieder die Tränen kamen.

Er hielt ihre Hand fest und fuhr weiter. Er war wie ein Bruder für sie, und er und Kelly waren wie ihre Familie. Vielleicht hatte sie deshalb kein schlechtes Gewissen, wieder einmal ihre Probleme auf sie abzuwälzen.

Kelly musste den Wagen in der ruhigen Straße gehört haben, denn sie drückte von innen auf den Knopf für das Garagentor. Es rollte hoch, als Jason in die Einfahrt fuhr, und langsam tauchte Kelly auf, zuerst ihr violetter Pyjama, dann ihr dunkles Haar, das in Wellen um ihre Schultern fiel, als sie sich vorbeugte, um in den Wagen zu sehen. Mit tröstenden und aufmunternden Worten half sie Liv aus dem Auto und führte sie ins Haus, doch als das Licht des Flurs auf sie fiel, verschlug es ihr die Sprache. »O Gott«, sagte sie und sah Liv entsetzt an. »Warum hast du diesen Kittel an? Musst du ins Krankenhaus?«

Liv öffnete den Kittel und zeigte Kelly ihre zerfetzten Kleider.

»Meine Güte, Liv.« Der Schock und die Zärtlichkeit, die sich im Gesicht ihrer besten Freundin widerspiegelten, trieben Liv die mühsam unterdrückten Tränen in die Augen, und als Kelly den Kittel wieder schloss, ihr das Haar aus dem Gesicht strich und sanft die Armschlinge berührte, begann Liv zu schluchzen.

»O mein Gott«, sagte Kelly bereits zum vierten Mal an diesem Abend, und Liv gelang es, ein wenig zu lachen. Sie saß mit einer Tasse Tee, zwischen Kelly und Jason eingepfercht, auf dem Sofa im Wohnzimmer, hatte halbherzig an einer Scheibe Toast geknabbert und eine Tablette eingenommen.

Kelly hatte ihr geholfen, die zerfetzten Kleider auszuziehen, und ihr einen Pyjama anzuziehen. Bei jedem blauen Fleck, den sie auf Livs Körper sah, hatte sie schmerzlich das Gesicht verzogen. Danach hatte Jason sie auf das Sofa verfrachtet und

sie dazu gebracht, etwas zu trinken und zu essen, bevor sie erzählen sollte.

Es war inzwischen nach elf Uhr, ihre beiden kleinen Mädchen schliefen schon, Liv hatte zu weinen aufgehört und schilderte ihnen alles.

»Hast du ihn geschlagen?«, fragte Kelly.

»Ja.« Das hatte sie bereits erzählt, aber sie kamen darauf zurück.

»Meinst du eine Ohrfeige oder so …?«, fragte Jason und mimte einen Faustschlag. Liv hoffte, dass er niemals davon Gebrauch machen musste. Seine Faust war lächerlich.

»Ja, einen Faustschlag. Ich habe meinen Fingerknöchel an seinem Wangenknochen knacken hören.«

Kelly drehte wie zur Bestätigung Livs Hand um. Die Spitze ihres Mittelfingers verfärbte sich langsam blau.

»Ich hätte weglaufen sollen«, sagte Liv. Sie musste wieder an ihren glühenden Zorn denken – und an die Hände auf ihren Brüsten, die sie gegen den Wagen drückten.

»Daniel Beck hat dich wie eine Wahnsinnige schreien gehört, das hat dir das Leben gerettet«, sagte Jason.

»Hat Daniel das gesagt?«

»Nein, das vermute ich nur, weil du immer wie eine Wahnsinnige schreist.«

Sie verzog kurz das Gesicht und musste dann lächeln. »Stimmt gar nicht. Wann bitte hast du mich das letzte Mal rumschreien gehört?«

»Du hast letzte Woche rumgeschrien, als ich den Grill angeworfen habe.«

»Du hast geschrien, ich habe gelacht.«

»Das stimmt, Jase«, schaltete Kelly sich ein. »Wir haben dich beide ausgelacht. Aber du schreist trotzdem wie eine Wahnsinnige, Liv.«

»Ach so?«, sagte Liv und tat beleidigt. Sie war dankbar für

die Hänselei. Zumindest fühlte sie sich damit etwas wohler. Und es erinnerte sie an bessere Zeiten, als sie sich noch zu dritt als Studenten ein Haus geteilt hatten.

Jason hatte sich auf Livs und Kellys Anzeige an der Uni gemeldet, dann waren sie zu dritt in ein heruntergekommenes, billiges Haus gezogen. Sie hatten drei Jahre dort gewohnt, Prüfungen bestanden und verbockt, sich im Winter den Hintern abgefroren, zu viel getrunken und mehr gelacht, als Liv je für möglich gehalten hätte. Im dritten Jahr waren Jason und Kelly ein Paar geworden, da hatte sich etwas an der Schlafordnung geändert, aber nichts an der Atmosphäre. Es waren niemals Kelly und Jason. Es waren Kelly, ihre Freundin aus Kindergartentagen, und Jason, ihr Ersatzbruder.

»Und, wie wird die Polizei vorgehen?«, fragte Jason, nahm ihre leere Tasse und stellte sie auf den Couchtisch.

»Ich weiß es nicht. Ich habe vergessen, danach zu fragen. Die Polizei glaubt, ich könnte den Täter kennen.«

»Was? Nein«, sagte Kelly.

»Ein Beamter hat mich gefragt, ob ich jemanden kenne, der mir was antun will.« Sie dachte an Thomas' Gesichtsausdruck heute Abend und daran, wie es war, wenn er wütend wurde, wenn sie sich gestritten hatten. »Er hat mich gefragt, ob Thomas infrage käme.«

Dem folgte ein kurzes Schweigen. Kelly und Jason sahen sich an.

»Sah der Täter denn wie Thomas aus?«, fragte Kelly.

»Ich weiß es nicht. Ich habe nur einen schwarz gekleideten Mann gesehen. Er stand zu dicht bei mir, außerdem ging es zu schnell.«

»Er war also im Krankenhaus«, sagte Kelly.

Auch daran hatte Liv gedacht. »Ein paar Stunden später. Das Parkhaus ist nur fünfzehn Minuten vom Krankenhaus weg.«

»Ach, komm schon, Liv«, sagte Jason. »Thomas ist ein Arschloch, aber er würde keine Wollmütze überziehen und dich in einem Parkhaus überfallen.«

»Ja, ich weiß. Du hast recht.« Thomas hatte sie aus seinem Leben geschmissen, aber er würde sie nicht zusammenschlagen. Trotzdem tat es gut, Jason das sagen zu hören.

»Es war einfach nur Pech«, sagte er.

Sie verzog das Gesicht zu einer »schön wär's«-Grimasse.

»Es wird alles gut, Liv«, sagte Kelly und legte tröstend einen Arm um sie.

»Und wann wird das sein? Es wäre toll, wenn es dafür ein Datum gäbe.«

Kelly streichelte sanft ihren Rücken. »Ich weiß es nicht, aber es wird wieder gut. Du musst einfach durchhalten.«

Sie war es so leid durchzuhalten. »Ja, ich weiß.«

Kelly holte eine Zahnbürste für sie, während Jason im Wohnzimmer wartete und ihr half, als sie mit der Armschlinge unbeholfen unter die Decke schlüpfte.

»Sag Bescheid, wenn du was brauchst«, sagte er an der Tür.

»Danke, Papi.«

»Junge Dame, für Sie bin ich immer noch Mr. Weeks.« Sie hatte ihn noch nie in seiner Klasse erlebt, doch wenn er diesen Ton anschlug, konnte sie sich ihn lebhaft als Lehrer vorstellen. Er knipste das Licht aus und blieb im Schein der Flurbeleuchtung stehen.

»Danke, dass du mich heute Abend abgeholt hast. Ich muss hier wohl bald Miete zahlen.« Sie hatte früher nie auf dem Sofa bei den beiden übernachtet, erst seit dem Abend, als Thomas sie verlassen hatte. Cameron hatte auf einer Matratze im Zimmer ihrer Töchter geschlafen, und Kelly lag neben ihr, während sie an die Decke starrte und sich gefragt hatte, was zum Teufel schiefgelaufen war. Seitdem hatte es viele solche Nächte gegeben, zu viele – wenn sie zu viel getrunken hatte,

wenn Cameron bei seinem Vater war und Liv es alleine nicht aushielt.

»Du kannst ja gleich einziehen«, sagte Jason.

»Gute Idee.«

»Hm.« Liv konnte sein Gesicht nicht sehen, aber sie hoffte, dass er lächelte.

Sie lauschte, als Kelly und Jason am anderen Ende des Hauses herumwurschtelten. Sie sprachen leise miteinander, öffneten und schlossen Türen und Schränke, dann ging das Licht im Flur aus, im Schlafzimmer wurde die Beleuchtung gedämpfter. Kurz darauf versank das Haus in Dunkelheit.

Liv hatte sich nicht einmal in ihrer Kindheit vor der Dunkelheit gefürchtet. Ihr Vater war groß und stark, sodass sie sich nie Sorgen machen musste, wenn er das Licht löschte. Er zeigte ihr, wie sie sich verteidigen musste, und als sie älter wurde und seine Größe und seinen Körperbau geerbt hatte, fürchtete sie sich nur selten in der Dunkelheit.

Bis heute.

Ein prickelndes, panisches Gefühl kroch ihren Rücken empor. Sie öffnete die Augen, und die Szenen in dem Parkhaus tauchten noch einmal vor ihren Augen auf. Die Bewegung im Fenster, die Hand, der Arm, die Stimme in ihrem Ohr.

Du gehörst mir, du Schlampe.

Er hatte sie nicht gekriegt. Es ging ihr gut. Es war vorbei.

5

Kelly stand in der Tür zum Flur. Sie trug einen Morgenrock, das Haar zu einem feuchten Knoten hochgesteckt und hatte eine Hand an die Wange gelegt. »Oh, wow.«

Liv machte sie nach. »Fühlt sich geschwollen an.«

»Sie ist geschwollen.« Als Nächstes rief Kelly den Flur hinunter: »Mädels, beeilt euch. Ihr seid noch nicht mal angezogen.« Sie wartete kurz, als kleine Füßchen über den Holzboden trippelten, dann verzog sie das Gesicht, als sie die Zeichentrickfiguren auf dem Bildschirm vor dem Schlafsofa flackern sah. »Tut mir leid, wenn sie dich geweckt haben. Vor der Schule dürfen sie eigentlich nie fernsehen.«

»Sie haben ihn nicht angemacht. Ich konnte nicht schlafen.« Liv hatte den Fernseher frühmorgens eingeschaltet, um den düsteren Erinnerungen ein Ende zu bereiten, die ihr immer wieder in den Kopf kamen – die Bewegung, Hand, Arm, Stimme.

»Wie fühlst du dich?«

»Als hätte mich jemand die ganze Nacht durch die Mangel gedreht.«

Kelly setzte sich an den Sofarand, Liv registrierte den vertrauten Blütenduft ihrer Seife und ihres Deos. »Ich habe etwas Arbeit mitgenommen, die ich auch hier erledigen kann. Schlaf doch noch ein bisschen, später, wenn ich ins Büro fahre, bringe ich dich nach Hause.«

»Ich will nicht in das Reihenhaus zurück.«

»Dann bleib heute hier. Du hast das Haus für dich. Ich

komme schon alleine im Büro zurecht.« Sie lächelte sie mitfühlend an.

Liv missfiel es, dass sie so bedauernswert wirkte. Außerdem wollte sie nicht einfach herumsitzen und immer wieder an den Überfall denken. Sie musste irgendetwas tun, und es war unfair, Kelly die ganze Arbeit im Büro zu überlassen. Vor allem, weil Liv für ein paar Probleme verantwortlich war. »Ich will arbeiten. Ich fühle mich besser, wenn ich mich nützlich machen kann. Würdest du mir was zum Anziehen leihen?« Sie richtete sich auf und zuckte zusammen, als sie den Schmerz in der Wange spürte.

»Es besteht keine Eile. Ich kann noch ein paar Stunden warten. Lass dir Zeit.«

Liv rollte den Kopf von einer auf die andere Seite und prüfte ihren Nacken. »Es sieht schlimmer aus, als es ist. Ich nehme ein paar Schmerztabletten. Es wird schon gehen.«

Kelly sah sie zweifelnd an. »Na ja, du wirst ja sehen, wie du dich fühlst, nachdem du aufgestanden bist.«

Als sie gegangen war, stand Liv tatsächlich auf – und wartete ab. Ihr wurde nicht schwindelig, ihr kamen auch keine Tränen, und das seltsame Gefühl von letzter Nacht war auch verschwunden. Größtenteils. Es würde schon gehen.

Als sie ins Badezimmer ging, hörte sie, wie Jason in der Küche mit den Mädchen sprach, sie hielt den Blick gesenkt und hob ihn erst wieder, als sie vor dem Spiegel stand. Sie vermutete, dass ihr Gesicht blau, hässlich und geschwollen war, also atmete sie tief durch und wappnete sich innerlich gegen den Anblick. Doch das konnte den Schock nicht verhindern.

Ihr Auge sah aus, als hätte eine von Kellys Töchtern ihr mit schwarzem Filzstift eine Piratenklappe gemalt. Das geschwollene Lid war noch nicht mal das Schlimmste. Noch wüster war der Bluterguss, der sich weit über die Schläfe und Wange

ausgebreitet, blaugrün verfärbt hatte und über eine Gesichtshälfte verlief.

Das hatte ihr jemand angetan, dachte sie. Ein Mann hatte ihr mit den Fäusten ins Gesicht geschlagen.

Sie zog ihre rechte Hand aus der Armschlinge, versuchte ihre Hand, ihr Handgelenk, ihren ganzen Arm zu bewegen. Ihr taten alle Muskeln weh, doch nur ihr Finger war verletzt.

Sie hatte sich den Finger gebrochen, weil sie ihn geschlagen hatte.

Ein ganzes Jahr hatte sie immer nur einstecken müssen. Jetzt hatte sie zurückgeschlagen, es hatte wehgetan, sich aber gut angefühlt.

Sie beäugte erneut die bizarre Farbmischung auf ihrem Gesicht, die Schwellung der malträtierten Wange, den blutigen Schnitt an ihrer Lippe. Und wie siehst *du* heute Morgen aus, du Schwein?

Unter der Dusche inspizierte sie vorsichtig ihren Körper. Ein paar Muskeln schienen gezerrt, am schlimmsten waren aber die Schrammen an ihren Schienbeinen. An Oberschenkel und Hüfte leuchteten große, hellgrüne Flecken, vermutlich an den Stellen, an denen sie gegen den Wagen geprallt und auf den Asphalt geknallt war, und an der Innenseite ihres Oberarms waren überall passend dazu kleine schwarze Ringe.

Als sie in Jasons Jeans, mit einem T-Shirt von Kelly und feuchtem Haar in die Küche kam, pochten ihr Gesicht und ihre Hand. Sie brauchte Schmerztabletten und einen starken Kaffee, und zwar genau in dieser Reihenfolge.

»Ach du meine Güte«, sagte Jason und stoppte die Zubereitung seines Schinkensandwiches.

»Ein wenig Puder, ein bisschen Rouge, und niemand wird etwas bemerken«, sagte Liv.

»Ich glaube kaum, dass du so viel Make-up kaufen kannst.« Er war Lehrer an der Schule, in die auch seine Töchter gingen,

trug eine ordentliche Hose, dazu ein Polohemd und Turnschuhe – bereit, Eltern zu begrüßen oder über den Schulhof zu rennen.

»Ich habe zum Geburtstag Make-up geschenkt bekommen«, sagte die zehnjährige Bess.

Sie saß neben ihrer siebenjährigen Schwester Emma, und als Liv die beiden in ihren blau karierten Schuluniformen so dasitzen sah, kam die Erinnerung in ihr hoch. Kelly und sie hatten dieselben Uniformen getragen, Liv hatte unzählige Nächte in Kellys Zimmer auf dem Boden geschlafen und am Morgen in der Küche der Burkes gefrühstückt. »Heute Morgen seht ihr aus wie die kleine Kelly und die kleine Liv.«

Kelly hatte sich bereits für die Arbeit angezogen – sie trug eine gelbe Bluse, einen schwarzen Rock, dazu Riemchenpumps, ihr dickes, welliges Haar wurde von einer Silberspange zusammengehalten. Sie stand am anderen Ende der Küche und warf Rindfleischstücke in einen Schmortopf. Sie blickte über die Schulter, tauschte mit Liv ein Lächeln und kräuselte dann ihre Lippen. »Aber wir haben unser Müsli gegessen und nicht damit gespielt, nicht wahr, Tante Liv?«

»Also ich habe meines immer gegessen.«

»Aber ihr seid auch keine Schwestern«, sagte Emma und zeigte mit dem Löffel abwechselnd auf ihre Mutter und Liv.

»Außerdem bin ich älter als Emma«, sagte Bess und richtete sich auf, als wollte sie es beweisen.

»Wir haben immer so getan, als wären wir Schwestern«, sagte Kelly zu den Mädchen. Auch wenn ihnen das niemand geglaubt hatte, denn Kelly hatte dunkles, irisches Haar und grüne Augen, Liv hingegen war ganz der skandinavische Typ. »Und Tante Liv war irre groß.«

»Weil ich immer mein Frühstück gegessen habe.«

»Mom etwa nicht?«, fragte Bess hoffnungsvoll. Vielleicht tat sich ja gerade ein Ausweg auf.

»Na ja, schon, aber sie war ein Zwerg, da half auch das Frühstück nicht viel.«

»Sie ist immer noch ein Zwerg, und du bist immer noch irre groß, es hat sich also nicht sehr viel geändert«, warf Jason ein.

Dafür erntete er abfällige Kommentare von beiden Seiten der Küche. Trotzdem hatte er recht, aber damals hatten sie sich ausgemalt, wie es wäre, wenn sie größer wären. Zusammengeschlagen und alleine war dabei nicht vorgekommen.

»Darf ich in der Schule von deinem Gesicht erzählen, Tante Liv?«, fragte Emma.

»Es gibt bestimmt etwas Schöneres, was du deiner Klasse erzählen kannst. Wie wäre es mit dem Schinkensandwich deines Vaters? Das sieht toll aus.«

»Sei nicht albern, Tante Liv. Sandwichs sind keine News«, erklärte Bess altklug.

»Wie wäre es dann mit dem komischen Ding in deinem Gesicht?«, sagte Liv zu Emma. »Ach, das ist ja deine Nase.«

Emma kicherte.

»Erzähl ihnen von deiner Nase«, summte Bess.

»Ich erzähle ihnen von deiner Nase«, gab Emma fröhlich zurück.

Ihr Gelächter erweckte in Liv den Wunsch, Cameron wäre hier. Immer wenn sie in diesem Haus war, musste sie daran denken, wie es war, wenn sie als Kind Kelly besuchte. Die Familie Burke hatte sieben Mitglieder – zwei Jungs, drei Mädchen und die Eltern. Das Haus wirkte wie ein kleines Dorf im Vergleich zu der Wohnung, die Liv mit ihrem Vater bewohnte. Liv hatte es geliebt, darum hatte sie Jahre später ein Haus gebaut, in dem ein Dorf Platz gefunden hätte. Doch ein zweites Baby war nie gekommen, dann hatte Thomas sie verlassen. Der Traum von der lauten, lebhaften, lachenden Familie war ausgeträumt.

blanvalet

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE

Jaye Ford

Ich kann dich sehen
Thriller

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 448 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-38199-9

Blanvalet

Erscheinungstermin: März 2014

Er wird sie so lange jagen, bis er sie das Fürchten gelehrt hat …

Nachdem Livia Prescott sich mutig gegen einen brutalen Überfall gewehrt hat, wird sie in der Presse als starke Frau gefeiert. Und nach einem Jahr voller Rückschläge und Enttäuschungen tat es ihr gut, endlich zurückzuschlagen. Doch dieses Gefühl lässt schlagartig nach, als sie an ihrer Autoscheibe, im Büro und zu Hause Drohbriefe findet. Bald geraten auch ihre Familie und Freunde ins Visier ihres Stalkers, und Livia bleibt nur noch eine Wahl: Sie muss sich ihm stellen, um die zu beschützen, die sie liebt. Doch wer ist er? Ein Fremder oder jemand, der ihr nahe steht – sehr nah?

Der Titel im Katalog